Nº 25 — **Neue Gartenlaube.** — 1898

Beilage zum „Danziger Courier“.

Lenz und Sommer.

Von F. Waldheim. [12]

Tante Elisabeth stand am Küchentisch und putzte die Lampen. Dies war ihre tägliche Arbeit, denn niemand in der Villa „Quisisana“ verstand das so gut wie sie.

Und wenn unter ihren fleißigen Händen eine Lampe nach der andern ein neues Ansehen gewonnen, so blickte sie zuletzt mit Stolz und Freude auf die blinkende Schar. Und dabei war es ihr nicht einmal, wie so vielen jungen Mädchen, eine langweilige oder gar unangenehme Arbeit, denn Elisabeth hatte eine reiche Phantasie, und verstand es mit Hilfe derselben sich mit ihren Lampenkindern vortrefflich zu unterhalten, jedes einzelne derselben wußte ihr eine interessante Geschichte zu erzählen.

In der Villa „Quisisana“ gab es viele Bewohner, denn Elisabeths Eltern hatten ein Pensionat, teils Sommerfrischler und Kurgäste, teils Zimmerherren und Schüler, oder was ihnen das Schicksal gerade zugeführt hatte.

Auf blauem Grunde leuchtete in Goldbuchstaben der Name „Quisisana“ über der weißen Pforte am Eingang des Gartens, und unter diesem Namen hatte die gesunde Lage der Villa ihr bald einen Ruf verschafft, denn es gab wohl kaum ein Menschenkind, das nicht aus diesem saubern Hause Stärkung und Gesundheit mit heimgenommen hätte.

Elisabeths Geschwister waren alle verheiratet. Nur sie war die treue Stütze ihrer Eltern geblieben, und solche Stütze war wohl unentbehrlich in einem Hause, wo es so viel häusliche Arbeit gab wie in der Villa „Quisisana“. Ja, Tante Elisabeth war wirklich unentbehrlich; wenn sie sich das selbst sagte, dann schlich ein schwaches Gefühl der Befriedigung in ihre Seele, als wäre es ihr eine Entschädigung für so manche Entbehrung und Enttäuschung, die ihr das Leben gebracht hatte.



Ein Schneesturm in New-York.

Wer wohl anders hätte das Mittagsessen tadellos auf den Tisch liefern sollen, wenn sie es nicht that. Wer hätte so gut für die Beleuchtung der Wohnungsräume gesorgt wie sie, wer den Kindern, ihren Nichten und Neffen bei den Schularbeiten geholfen und ihnen so schöne Geschichten erzählt, wie sie es that, und wer hätte wohl sonst abends mit ihnen gebetet, wie keine Mutter es besser hätte thun können.

Die Kinder waren immer ihre Lieblinge, namentlich Max und Paul, die beiden früh verwaisten Knaben, welche im Hause der Großeltern eine Heimat gefunden hatten. Um die Erziehung dieser beiden Wildfänge kümmerte sich weder der vielbeschäftigte Großvater, noch die stets allzu nachsichtige Großmama, so hatte Tante Elisabeth es sich zur Aufgabe gemacht, die Knaben mit Ernst und Liebe zu leiten. Und sie fühlte sich in dieser verantwortungsvollen Arbeit reich belohnt in der Anhänglichkeit und Verehrung, die ihr von ihren beiden Neffen entgegengebracht wurde.

Wenn Lampen reden könnten, was wüßten sie wohl alles zu erzählen.

Aber freilich, bei Elisabeth war das gar nicht nötig, sie verstand sie auch so.

Da war die große Hängelampe aus dem Speisezimmer, welche die lange Tafel bei den gemeinschaftlichen Abendmahlzeiten, oder die versammelten Familienmitglieder bei geselligen Spielen beleuchtete.

Und dort die kleine Lampe aus ihrem-eigenen Zimmer, ihrem „Boudoir“, wie sie es nannte, das sie mit ihrer ältesten erwachsenen Nichte teilte, welche bei der Großmama, die den Ruf einer tüchtigen Hausfrau genoß, den Hausstand erlernen sollte. Elisabeth hatte diese Nichte sehr lieb, und wenn sie zusammen in ihrem traulichen Stübchen saßen, dann wurde manch anregendes Gespräch geführt zwischen Tante und Nichte. Sie sah

in diesem Augenblick das liebe Mädchen ganz deutlich vor sich, wie sie in der Dämmerstunde ihr zu Füßen saß und mit träumerischen Augen zu den wandernden Wolken aufblickte.

Nun folgte Winters Lampe.

Felix Winter. Elisabeth wurde ganz nachdenklich, wenn sie an den jungen Kunstmaler dachte, der seit einigen Wochen in der Villa „Quisisana“ weilte, um sich hier zu erholen von einer schweren Krankheit, die ihn auf einer Kunstreise betroffen.

Felix Winter war ein reizender Mensch, feurig und leidenschaftlich, kindlich, dabei doch von tiefem Ernst. Alle in der Villa „Quisisana“ hatten ihn lieb gewonnen in ihrer Mitte.

Und dann die kleine Klavierlampe aus dem Speisezimmer.

Etwas altmodisch war sie zwar, aber sie hatte dafür auch um so mehr erlebt auf ihrem Platz am Klavier. Hatte sie doch auch sie selbst, Elisabeth, in der glücklichsten Stunde ihres Lebens belauscht, jene Stunde, die eigentlich ein süßes Geheimnis geblieben war, als er, der schöne talentvolle Musiker, ihr seine Liebe gestanden hatte.

Es war eigentlich eine romantische Geschichte gewesen mit tragischem Ausgang, aber jene selige Abendstunde am Klavier war ihr unvergeßlich geblieben, und trotz allen Leids und aller Thränen, die sie zur Folge gehabt, wünschte sie sie nicht ausgetilgt aus ihrem Leben.

Es waren nun acht Jahre her, aber Elisabeth erinnerte sich an alles noch so deutlich, als wäre es erst gestern gewesen. Sie hatten vierhändig gespielt, die Serenade von Haydn, und dann, — war es die Macht der Musik gewesen? Er hatte ihre Hand ergriffen, so plötzlich, so unerwartet war alles gekommen, und seine heißen dunklen Augen hatten sie leidenschaftlich angeblickt.

„Elisabeth!“ Es war nur dies eine Wort gewesen, das er gesprochen, als sie sich von seinen Armen umschlossen fühlte, und ein langer Kuß auf ihren Lippen brannte. Und dann hatte er gesprochen von seiner großen Liebe zu ihr, und daß er immer an sie denken müsse.

Aber er war noch sehr jung gewesen, dabei leichtsinnig und leidenschaftlich.

Elisabeths sonst so milder Vater war der aussichtslosen Liebe seiner Tochter thatkräftig entgegengetreten, auch die Mutter konnte kein Glück bei der Verbindung sehen, und nicht lange währte es, da mußte Elisabeth die traurige Entdeckung machen, daß er, an dem ihr junges Herz in heißer, inniger Liebe hing, es schon mit vielen ahnungslosen Mädchen so getrieben hatte, und während sie sich in Schmerz und Sehnsucht um ihn verzehrte, mit einer andern Braut am Arm vor ihren Augen spazieren ging.

Aber sie dachte jetzt nicht mehr mit Haß und Groll an ihn zurück, war er doch der einzige gewesen, der ihr Herz die Liebe gelehrt hatte, der einzige, der zu ihr Worte gesprochen hatte, wie sie später niemals wieder aus dem Munde eines Mannes vernommen hatte.

Wo er wohl weilen mochte? Sie hatte nichts wieder von ihm gehört, sie wußte nur, daß er ins Ausland gegangen war. Ob er dort zu Grunde gegangen, ob er das Glück in der Ferne gefunden, wer vermochte es zu sagen.

Elisabeth hatte sich nach jenem einen unglücklichen Liebestraum nie wieder nach der Liebe eines Mannes gesehnt, sie hatte ihre Schwestern neidlos einem geliebten Mann in der Ferne folgen sehen, sie war ruhig und zufrieden geworden, bis sie Felix Winter kennen gelernt hatte. Was war es nur, daß es wie eine Unruhe über sie kam, sobald er sie anblickte mit seinen ernsten durchdringenden Augen. Sein Aeußeres nicht nur, nein, auch sein ganzes Wesen erinnerte sie an ihn, den Verschollenen, alles erinnerte sie wieder an damals, an jenen seligen Frühling, der mitten über ihr junges Herz gekommen war.

Wollte es noch einmal wieder Frühling werden für sie? Ach nein, es war Sommer geworden. Elisabeth stand auf der Sommerhöhe des Lebens, durch ihr dunkles Haar zog sich kaum sichtbar noch hin und wieder ein vereinzelter grauer Silberfaden, und um den Mund lag eine tiefe Falte, sonst sah man ihr nicht an, daß sie das dreißigste Lebensjahr bald zurückgelegt hatte.

Felix Winter war ja auch ein paar Jahre jünger als sie. Elisabeth sagte sich das immer wieder wie zum Schutz gegen ihr eigenes Herz.

„Tante Elisabeth, bist Du noch nicht fertig?“ fragt da eine frische Stimme neben ihr, und ein schlankes junges Mädchen steht an ihrer Seite.

„Gleich, Hedwig, was wünschst Du denn?“

„Die Jungens schreien nach Frühstück, und die Waschfrauen müssen doch versorgt werden und —“

„Aber kannst Du das denn nicht ebenso gut thun, als ich?“

Es klang wie ein leiser Vorwurf.

Hedwig schüttelte langsam den Kopf.

„Ach nein, Tante, wenn ich den Jungens das Brot streiche, dann sind sie nie zufrieden, sie behaupten immer, Du verständst es viel besser als ich.“

Elisabeth lächelte. Sie fühlte wieder einmal, wie unentbehrlich sie war.

„Gleich komme ich, Hedwig, nur noch diese eine Lampe, dann bin ich fertig.“

„Ach, das ist nur gut, Tante, ich muß auch noch Deine Hilfe beim Pfannkuchenteig in Anspruch nehmen. Du weißt, liebe Tante, das letzte Mal waren mir die Pfannkuchen mißraten, und Herr Winter hat mich noch tagelang nachher mit meiner Kochkunst verhöhnt, das konnte ich zuletzt gar nicht mehr aushalten.“

„Nenn mich nicht immer „Tante“, bat Elisabeth leise, „ich komme mir dann so alt vor.“

„O, Du wirst noch lange nicht alt, Tante Elisabeth, Du bist ja noch so jung wie ein achtzehnjähriges Mädchen.“ Und Hedwig lehnte den blonden Kopf an die Schulter der ältern Gefährtin und fügte zärtlich hinzu: „Meine liebe, gute, hübsche, jugendliche Tante.“

Es war ein anmutiges Bild, jene beiden verschiedenen Mädchengestalten dort am Küchentisch wie Lenz und Sommer anzuschauen. Die eine frisch, blühend, gesund, auf der Höhe der Entwickelung stehend, die andre zart, lieblich, halb Kind, halb Jungfrau, einer Knospe gleich, die darauf wartet, daß der Sonnenstrahl sie wach küssen würde, um das träumende Leben zur Entfaltung zu bringen. Dabei bildete Hedwigs blondes krauses Haar und das feingeschnittene blasse Gesicht einen anziehenden Gegensatz zu Elisabeths schlichtem dunklen Scheitel und dem blühenden Antlitz, auf dem noch die ganze Frische und Lebensfülle der Jugend ausgebreitet lag.

In der Villa „Quisisana“ wurde heut ein Fest gefeiert, nämlich Tante Elisabeths Geburtstag.

Da derselbe nun aber in eine Jahreszeit fiel, wo es noch nicht grün in der Natur war, so wurde beschlossen, mit dem geplanten Ausflug ins Freie zu warten, und diesen Feiertag mitten in den Sorgen des Alltagslebens recht sonnig zu gestalten.

Am Tage freilich waren die Besitzer der Villa zerstreut, aber abends nach der Mahlzeit durfte sich niemand von den gemeinschaftlichen Gesellschaftsspielen ausschließen.

Hedwig hatte mit der Großmama eine große Torte zum Nachtisch gebacken, und saß mit glühenden Wangen bei der Mahlzeit auf ihrem Platz, um das Ergebnis zu erlauschen, das dieses Bravourstück ihrer Kochkunst erzielen würde.

Die große Hängelampe warf ihr helles Licht über die lange Tafel, an der alle Hausgenossen bei der Abendmahlzeit versammelt saßen.

Ganz unten am Tisch saß Elisabeth unter den Kindern, ihr Platz war immer unter diesen. Ihr schräg gegenüber saß Felix Winter und an seiner Seite Hedwig.

„Tante Elisabeth, wie alt wirst Du eigentlich heut?“

Es war der kleine Max, der diese vorwitzige Frage that.

Elisabeth wurde rot wie ein sechzehnjähriges Mädchen. Der Junge fragte das so laut, gerade als eine Stille in der Unterhaltung bei Tisch eingetreten war.

„Schon ganz alt, mein Junge.“

„So alt wie Großmama?“

„Nein, so alt noch nicht.“

„Ist Großmama eine alte Jungfer?“

„Still, mein Max, Kinder müssen gar nicht bei Tisch zu hören sein.“

„Tante, bist Du eine alte Jungfer?“ beharrte der kleine lästige Quälgeist.

Das Thema fing an, Elisabeth peinlich zu werden und es war ihr sehr lieb, daß Felix Winter dem Gespräch eine andre Wendung gab.

„Nicht wahr, Fräulein Elisabeth, wir geben nachher eine vierhändige Ouvertüre zum besten?“

Ach, wie gern spielte sie mit ihm zusammen, es waren ja ihre schönsten Stunden, wenn sie mit ihm musizieren durfte.

Einen Augenblick ruhten die zwei Augenpaare in einander. Elisabeth hielt den Blick nicht aus, der bis auf den Grund ihres Herzens zu dringen schien.

Da rang sich von Hedwigs Lippen ein Seufzer.

„Warum seufzst Du denn so, Hedwig?“

Elisabeth hätte auch seufzen mögen, als sie so fragte, denn sie fühlte in diesem Augenblick, daß ein unsichtbares Etwas sich wie ein Druck auf ihre Seele legte.

„Ach, Tante Elisabeth, ich möchte auch Klavier spielen können, so wie Du; ich kann überhaupt nichts und habe durchaus keine Talente.“

„O, doch,“ wendete sich Felix Winter an seine Nachbarin, „Sie können Kuchen backen, und was Sie noch nicht können, das können Sie noch lernen. Sie sind ja noch so jung, so jung wie der Frühling,“ fügte er leise hinzu.

Elisabeth war sehr ernst und nachdenklich geworden. Ihr Auge schweifte abwechselnd von Felix zu Hedwig hinüber und die

Ahnung, die erst vor kurzem in ihr aufgedämmert war, wendete sich mehr und mehr zur Gewißheit. Sie hatte Hedwig immer noch als ein halbes Kind betrachtet, jetzt aber sah sie, was sie bis dahin nicht gesehen hatte, daß das Kind zur Jungfrau entfaltet war, lieblicher als sie es gedacht, und daß diese Verwandlung durch die Zaubermacht des Mannes geschehen war, der auch ihr durch täglichen freundschaftlichen Verkehr lieb und teuer geworden war.

Anfangs betrübte sie der Gedanke, daß Hedwig, die ihrem Herzen nahe stand wie eine Schwester, ihrem eigenen Glück im Wege sein könnte, daß gerade dies junge liebe Mädchen ihre Nebenbuhlerin sein sollte, aber durfte sie denn überhaupt noch Ansprüche machen auf Liebe und Glück? Sie, deren entfliehende Jugend sie doch täglich daran mahnte, daß es nur einen Frühling im Leben gab? Ja, sie war zu bitter getäuscht in ihrer Jugend, als daß sie sich mit jenem einen Liebeslenz zufrieden geben sollte.

Still ging Elisabeth ihren Weg und wurde den ganzen Abend die traurigen Gedanken nicht mehr los. Als Hedwig zu ihr trat und fragte, warum sie so ernst und schweigsam sei, da konnte sie nicht wie sonst ihr freundlich ins Auge schauen mit der Versicherung, sie fühle sich glücklich und froh, da konnte sie nicht einmal die zärtliche Liebkosung ihres Lieblings erwidern, sondern sagte mit einer Stimme, die fast rauh klang: Beunruhige Dich nicht meinetwegen, mir ist ganz wohl."

Elisabeth empfand heut das Zusammenspiel mit Felix als eine Qual und wußte doch selbst nicht warum. An ihrer Seite stand Hedwig und wendete kein Auge von der schlanken Männergestalt neben ihrer Tante am Klavier. Oft schaute er mitten im Spiel auf mit schelmischem Lächeln an ihr vorbei zu Hedwig hinüber, welche dies Lächeln ebenso neckisch erwiderte und eine glückselige Verwirrung der Sinne dabei empfand.

Sie hatten geendet und Elisabeth erhob sich schweigend, sie ertrug heut abend nicht Hedwigs Nähe, die ihr sonst stets so lieb gewesen. Sie ertrug nicht den fragenden Blick aus Felix' Augen, und das Scherzen und Lachen dieser beiden jungen Menschenkinder schnitt ihr ins Herz. Sie eilte hinweg aus dem frohen Kreise, wo man tanzte und sang, um ihren Geburtstag zu feiern.

Sie eilte hinweg, hinauf nach dem Schlafzimmer der Knaben, denn plötzlich fiel es ihr schwer auf die Seele, daß sie an diesem Abend zum erstenmal vergessen hatte, das Abendgebet mit ihnen zu sprechen.

Sie trat in das matt erleuchtete Gemach, wo Max und Paul in ihren weißen Betten lagen. Sie beugte sich über sie; sollten sie eingeschlafen sein, ohne das regelmäßige Gebet? Da schlug Max die blauen Augen groß zu ihr auf und rief:

„Endlich kommst Du, Tante, wir haben schon so lange auf Dich gewartet."

Auch Paul richtete sich jetzt in die Höhe und faltete die Händchen zum Gebet.

Und sie beteten!

„Breit' aus die Flügel beide,
O, Jesu, meine Freude
Und nimm Dein Küchlein ein.
Will mich der Feind verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein."

Dann kniete Elisabeth an ihrem Bettchen nieder und sprach das Vaterunser.

Als sie geendet, war es ihr, als ob kein Frieden und kein Trost in ihre Seele gezogen war, ihre Gedanken hatten sich während des Gebets verwirrt, sie hatte Felix und Hedwig auch hier im Geist vereint gesehen, vereint durch das Band der Liebe, da war ihr Gebet auf der Erde geblieben und hatte nicht hinaufdringen können zum Himmelsthron.

Die Knaben hingen sich stürmisch an den Hals der Tante, die ihnen heut so traurig vorkam. „Und viel Glück, liebe Tante, zum Geburtstage," fügte Paulchen zärtlich hinzu.

Elisabeth küßte beide zur „guten Nacht". Wie im Traum schlich sie aus dem Zimmer.

Jetzt erst sah sie, daß sie vergessen hatte, die Thür zu schließen.



Ein Schneesturm in New-York.

Draußen auf dem Vorflur stand Felix.

„Fräulein Elisabeth," sagte er, „verzeihen Sie, daß ich unfreiwilliger Lauscher wurde. Auf dem Gang zu meinem Zimmer führte mich der Weg an dieser Thür vorbei, da hörte ich Ihre Stimme, wie Sie mit den Kindern beteten. Ich mußte daran denken, wie lange ich selbst nicht gebetet hatte, und wie fremd mir das Vaterunser geworden. Sie aber, Sie verstehen zu beten — wollen Sie für mich um Frieden bitten?"

Sie sah ihn verwundert an, seine Bitte überraschte sie, aber freilich, er sah auch nicht aus wie einer, der den innern Frieden gefunden; sein jugendliches Herz schlug noch viel zu ungestüm und leidenschaftlich, und sein Leben war gewesen wie ein Schiff auf wildbewegtem Meer; er hatte ihr einmal in einer vertraulichen Stunde von seiner ruhelosen Vergangenheit erzählt. (Schluß folgt.)



Zu unsern Bildern.

Ein Schneesturm in New-York. Derselbe junge Mann, welcher auf unserm erstseitigen Bilde die schneebedeckten Straßen New-Yorks durchwandert, hat von dem gefährlichen Schneesturm „Blizzard“ genannt, nachstehende Beschreibung geliefert. Trotz eindringlicher Warnungen, des Schneesturmes wegen nicht nach New-York zu reisen, fuhr ich mit dem Fährboot von Hoboken dorthin. Kaum hatte ich das Boot verlassen, steckte ich bis an die Hüften im Schnee, nur mühsam mit aller Kraft gegen den Sturm ankämpfend, den mitgeführte schneidige Eisnadeln das Auge blendeten. Es war nur ein kurzer Weg von der Halle des Fährboots nach der Stadt, aber zu Tode erschöpft kam ich an. Kurz vor der Halle steckten Männer fest im Schnee, die jammervoll um Hilfe riefen, die Wut des Sturmes benahm allen den Atem. Nach kurzer Wanderung versperrten mir die riesigen Schneehügel die Uebergänge vollständig. Vor manchen Häusern lag der Schnee bis über den zweiten Stock hinaus.



Ernst und Scherz.

Die Katzen in Paris. Eigentümliche Umstände tragen dazu bei, daß in Paris die Katze den Hunden vielfach vorgezogen wird und sich als Haustier immer mehr ausbreitet. Die Hunde sind mit hoher Steuer belastet und deshalb ziehen viele Damen die Katze als Schoßtier vor. Auch werden Hunde sehr häufig gestohlen. In Paris bildet der Hundediebstahl einen eigenen Erwerbszweig, da er seinen Mann reichlich nährt. Verloren gegangene Hunde werden gewöhnlich durch Anzeigen oder kleine geschriebene Plakate an Straßenecken wieder zu erlangen gesucht. Finden die, welche den Hund gestohlen haben, das Trinkgeld annehmbar, so führt einer der Hundefänger, der sich nie in dem betreffenden Viertel hat blicken lassen und der infolge dessen nicht in den Verdacht geraten kann, den gestohlenen Hund zu seinem Herrn zurück, nimmt das Geld in Empfang und teilt es mit seinen Kameraden. Nur in dem seltenen Falle, daß die Nachforschungen ausbleiben, schlachtet der Hundejäger das Tier, damit er seine Mühe doch wenigstens durch das Fell und das Fett des Hundes bezahlt erhält. Die meisten Pariser Hundebesitzer kennen aus wiederholter Erfahrung die Unannehmlichkeit dieser Lösegeldsteuer, die die Räuber zu der des Staates hinzufügen, und auch dieser Umstand trägt nicht wesentlich dazu bei, daß die Zahl der Hunde in Paris von Jahr zu Jahr geringer wird. Infolge dessen wird die Katze mehr und mehr das eigentliche Haustier der Pariser. Es giebt kein Haus, in dem sich nicht wenigstens in der Pförtnerloge eine Katze befindet, aber es giebt viele, in denen jedes Stockwerk eine aufzuweisen hat und da diese Tiere eine ausgeprägte Neigung haben, die Pariser Mode in Bezug auf große „Abendgesellschaften“ mitzumachen, so wird, wenn ihre „Saison“ den Gipfel erreicht, die Stadt fast unbewohnbar für alle, die den nächtlichen Schlaf nicht entbehren können. Es ist schwierig, zu sagen, worauf die Liebe, die man den Tieren angedeihen läßt, eigentlich beruht. Zu ihrem Ruhm muß man freilich sagen, daß sie fast alle Schönheiten sind, prächtige Tiere von echter Angorarasse mit langem, seidigem Haar und von anderwärts unbekannter Größe. Ihre Sanftmut wird als „engelgleich“ gerühmt, ihre Trägheit ist — bodenlos.

Wie das Volk spricht. „Die Extreme berühren sich,“ sagte der Geldbriefträger, da reichte er dem Gerichtsvollzieher die Hand.

Milderung. „Käthe, das paßt sich aber nicht, daß Du Dich während der Gesellschaft mit Herren ins Nebenzimmer setzt.“ „Ach, Mama! es war ja nur einer!“

Die Fuchsfalle. Die Dänen waren des harten Regiments ihres Königs Christian II. müde; vergebens schrieb der Monarch 1523 einen Reichstag nach Callundburg, dann nach Aarhuus aus — niemand erschien; vielmehr rottete der Adel Jütlands sich zusammen, hielt eine Privatberatung in Wiburg und verfaßte einen förmlichen Aufsagebrief an Christian. Da kam der Versammlung die Nachricht, der König sei in Person unterwegs nach Wiburg. Um ihn fernzuhalten, wurde der Landrichter Mogens Munk beauftragt, ihm entgegen zu reisen und den Brief zu überreichen. Daß der Auftrag bedenklich und gefährlich war, verhehlte sich der Abgesandte nicht und wendete deshalb, als er den König traf, alle Klugheit und Vorsicht in der Unterhaltung auf, den Machthaber nicht merken zu lassen, was in Wiburg beschlossen worden. Bis tief in die Nacht währte das Gespräch, welches Munk, der ein guter Jäger war, schließlich auf die Jagd brachte, die auch ein Hauptvergnügen Christians bildete. Der König bat den Landrichter um eine Fuchsfalle, Munk versprach sie ihm und beurlaubte sich, um zu Bett zu gehen. Dabei ließ er wie aus Unachtsamkeit seinen rechten Handschuh, worin er das Schreiben des Adels versteckt trug, auf den Tisch fallen, entfernte sich rasch und verbarg sich, bis der Morgen graute, der es ihm möglich machte, sein Fahrzeug wieder zu besteigen. Ehe der arglose König sich von seinem Nachtlager erhoben, bemerkte ein Page den Handschuh Munks im Nebengemach, brachte ihn dem Gebieter und fügte hinzu, der Herr, der abends zuvor dagewesen, habe den Handschuh vergessen, es stecke aber ein versiegelter Brief darin. Der König erbrach den Umschlag, der seine Adresse trug, las und rief: „Munk hat Uns eine Fuchsfalle versprochen und sein Wort redlich gehalten!“ Schleunig wurden Trabanten ausgeschickt, den Landrichter zu fangen, doch er war längst in Sicherheit.

Stoßseufzer des Dichters Knittel.



Und mögen die Rezensenten sagen, was sie wollen, ich fühle, ich bin trotz alledem ein Dichter, — wenn nur meine Stiefel auch dichter wären!

Gedankensplitter. Oft wird es erst klar im Kopf, nachdem man ihn sich zerbrochen hat.

Rösselsprung.

ten	ge-	cher	stun-	bar	schrei-	gen	hart
raubt	die	rei-	die	fi-	de	droht	tet
gen-	ernst	der	wend-	sie	durch	die	mor-
tod	be-	mehr	was	heut	ab-	dun-	da-
auf	wart	ent-	reißt	mer-	mit	was	fort
vor-	res	das	du	un-	fler	nim-	kunst
als	beh-	was	will	ner	lernst	von	geist
theu-	dich	fer-	ren	dir	sie	zu-	schilt

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Erklärung des Vexierbildes
aus voriger Nummer:

Die allzu strenge Herrin schüchtert das Mädchen durch ihren Ueberfall so schonungslos ein, daß dieses der Frau vor Angst kaum zu sagen vermag, Hut und Cigarre gehörten dem Hausherrn, nicht einem Liebhaber. Macht man mit dem Bild eine Drehung nach rechts, so zeigt der alte Herr sich links in der Ecke. Seinen Kopf begrenzt der Hut seiner keifenden Gattin.

Scherz-Buchstabenrätsel.

Aus einem Werk, das die Erde umfaßt,
In dem Du wohl selbst oft geblättert hast,
Wird durch Schiebung der Zeichen, zweifle nicht,
Ein erfrischendes allbekanntes Gericht.

Rätsel.

Nur der kann es haben, der es giebt.
Wer es auf sich hat, ist besser daran, als wer hinein gethan wird.
Es ist gerade groß genug, um vier Paare in sich zufassen.
Du kannst es auf den Kopf stellen und niemand merkt, daß es geschah.

Buchstabenrätsel.

Ein Name ist es, oft genannt,
Den Frauen und Mädchen tragen,
Errate ihn, ich darf nicht mehr
Für Deinen Scharfsinn sagen,
Streichst Du das erste Zeichen weg,
So hörst Du es häufig singen,
Es wird aus einem Munde schön,
Aus andern häßlich klingen.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Schachaufgabe:

Weiß.	Schwarz.	
1. Db5—d3	Kb2—a3	A) 1. Kb2×7.
2. Dd3—b1	d7—d6 ‡	2. Ld2—c1, d7—d6 ‡

des Scherz-Buchstabenrätsels: **Tell, Teller**; des Reim-Füllrätsels; **Wiesen, wiesen**; der dreisilb. Scharade: **Windbeutel.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.